Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Gottfried Kellers Gedicht "Die kleine Passion"
Autor: Strich, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759316

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FRITZ STRICH

GOTTFRIED KELLERS GEDICHT «DIE KLEINE PASSION»

Hermann Hesse zum 75. Geburtstag

Der sonnige Duft, Septemberluft,
Sie wehten ein Mücklein mir aufs Buch,
Das suchte sich die Ruhegruft
Und fern vom Wald sein Leichentuch.
Vier Flügelein von Seiden fein
Trug's auf dem Rücken zart,
Drin man im Regenbogenschein
Spielendes Licht gewahrt'.
Hellgrün das schlanke Leibchen war,
Hellgrün der Füßchen dreifach Paar,
Und auf dem Köpfchen wundersam
Saß ein Federbüschchen stramm;
Die Aeuglein wie ein goldnes Erz
Glänzten mir in das tiefste Herz.
Dies zierliche und manierliche Wesen
Hatt' sich zu Gruft und Leichentuch
Das glänzende Papier erlesen,
Darin ich las, ein dichterliches Buch.
So ließ den Band ich aufgeschlagen
Und sah erstaunt dem Sterben zu,
Wie langsam, langsam ohne Klagen
Das Tierlein kam zu seiner Ruh.
Drei Tage ging es müd und matt
Umher auf dem Papiere;
Die Flügelein von Seide fein,
Sie glänzten alle viere.
Am vierten Tage stand es still
Gerade auf dem Wörtlein «will»!
Gar tapfer stand's auf selbem Raum,
Hob je ein Füßchen wie im Traum;
Am fünften Tage legt' es sich,
Doch noch am sechsten regt' es sich;
Am siebten endlich siegt' der Tod,
Da war zu Ende seine Not.
Nun ruht im Buch sein leicht Gebein.
Mög uns sein Frieden eigen sein!

Es gibt zwei Holzschnittfolgen von Albrecht Dürer, welche die Passion Christi darstellen, die eine in großem, die andere in kleinem

Blattformat. Man nennt sie darum die große und die kleine Passion; das äußere Format bestimmte ihre Bezeichnung.

Als Gottfried Keller, der Dürer-Verehrer, sein Gedicht «Die Kleine Passion» benannte, vollzog er damit einen vertiefenden und verinnerlichenden Bedeutungswandel des kleinen Wörtleins «klein». Denn jetzt bezeichnet es nicht mehr ein äußeres Format, mag auch das Motiv des Gedichts die Passion einer kleinen, winzigen Kreatur sein. Es liegt ein tieferer Sinn in diesem Wort, so tief, so zart, daß man fast Scheu empfindet, dem Sinne weiter nachzugehen. Tut man es aber doch, so zeigt es sich, daß aller geltende Wert und Rang sich hier verkehrt: Der Leidensweg einer allerkleinsten Kreatur verdient so gut den heiligen und großen Namen der «Passion», wie der, welcher das Schicksal der Welt bestimmte. Er dauert auch sieben Tage lang wie jener, wird ebenso tapfer, klaglos und geduldig durchgehalten und ist nicht minder frei gewollt, gesucht. Denn mag auch der warme und durchhellte Dunst des Herbstes das kleine Wesen herangeweht haben, so vertraute es sich ja doch diesem leisen Wehen nur darum an, weil schon die eigene Flügelkraft erlahmte und nicht mehr genügte, um es fern vom Walde, seiner Heimat, zur letzten Ruhestatt zu tragen. Es findet sie auch nicht umsonst grade auf dem Wörtlein «will» (was hier gewiß nicht «wird» bedeuten soll). So gleicht es denn auch wirklich im Gedichte einem heiligen Ritter oder ritterlichen Heiligen mit grüner Rüstung und Federbusch, mit einem Glanz von goldenem Erz, und wie mit dem Lichte eines heiligen Scheins umwoben, das sich in seinen Flügeln farbig bricht. Das kleine Gedicht ist in Wahrheit eine Legende: die Legende von der todesmutig und todesbereit leidenden und sterbenden Kreatur. Es ist denn auch im gleichen Jahr entstanden, in dem die «Sieben Legenden» erschienen (1872), und wenn nicht die Siebenzahl in Kellers Dichtungen ganz ähnlich wie in Märchen und Legenden ein nicht anzutastendes Geheimnis wäre, so dürfte man es wohl die achte Legende nennen.

Ist solche Heiligung und dichterliche Heiligsprechung einer kleinen Kreatur wohl schon in früherer Dichtung zu finden? Die Nachtigall, die singende Zikade, der farbig-flatternde Schmetterling: sie hatten gewiß schon seit antiker Dichtung das Recht, vom Gesang des Dichters gefeiert oder beklagt zu werden. Aber es sind sozusagen die musischen Geschöpfe der Natur, dem Dichter innerlich verwandt und nah. Wer wird sich wundern, daß sie noch bis heut ein Gastrecht in der Dichtung besitzen. Aber so ein lästig surrendes und gänzlich unscheinbares Wesen? Gewiß: es hatte längst schon Zutritt in die Dichtung; aber doch nur in die Fabel und Parabel, wo es zum willkommenen Gleichnis dienen konnte.

So gibt es eine Parabel von Goethe, die an feiner und präziser Beobachtung der kleinen Kreatur mit Kellers Gedicht wohl zu vergleichen ist.

FLIEGENTOD

Sie saugt mit Gier verrätrisches Getränke
Unabgesetzt, vom ersten Zug verführt;
Sie fühlt sich wohl, und längst sind die Gelenke
Der zarten Beinchen schon paralysiert,
Nicht mehr gewandt, die Flügelchen zu putzen,
Nicht mehr geschickt, das Köpfchen aufzustutzen,
Das Leben so sich im Genuß verliert.
Zum Stehen kaum wird noch das Füßchen taugen;
So schlürft sie fort, und mitten unterm Saugen
Umnebelt ihr der Tod die tausend Augen.

Aber es ist doch eben eine lehrreiche Parabel und nicht ein legendarisches Gedicht; Sinnbildnerei und keine dichterliche Heiligung der Kreatur in ihrer ganzen, eigenen Geschöpflichkeit.

Stellt man nun gar ein anderes Gedicht von Gottfried Keller, «Nachtfalter», neben Goethes «Selige Sehnsucht», so zeigt sich in noch höherem Maß der große Unterschied.

SELIGE SEHNSUCHT

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

NACHTFALTER

Ermattet von des Tages Not und Pein,
Die nur auf Wiedersehen von mir schied,
Saß ich und schrieb bei einer Kerze Schein,
Und schrieb ein wild und gottverleugnend Lied.
Doch draußen lag die klare Sommernacht,
Mild grüßt mein armes Licht der Mondenstrahl,
Und aller Sterne volle goldne Pracht
Schaut hoch herab auf mich vom blauen Saal.
Am offnen Fenster blühen dunkle Nelken
Vielleicht die letzte Nacht vor ihrem Welken.

Und wie ich schreib an meinem Höllenpsalter,
Die süße Nacht im Zorne von mir weisend,
Da schwebt herein zu mir ein grauer Falter,
Mit blinder Hast der Kerze Docht umkreisend;
Wohl wie sein Schicksal flackerte das Licht,
Dann züngelt' seine Flamme still empor
Und zog wie mit magnetischem Gewicht
Den leichten Vogel in sein Todestor.

Ich schaute lang und in beklommner Ruh
Mit wunderlich neugierigen Gedanken
Des Falters unheilvollem Treiben zu.
Doch als, zu nah der Flamme schon, fast sanken
Die Flügel, faßt' ich ihn mit schneller Hand,
Zu seiner Rettung innerlich gezwungen,
Und trug ihn weg. Hinaus ins dunkle Land
Hat er auf raschem Fittich sich geschwungen.

Ich aber hemmte meines Liedes Lauf
Und hob den Anfang bis auf weitres auf.

Bei Goethe also der nach Flammentod sich sehnende, im Kerzenlicht verbrennende Falter: Sinnbild der nur durch Sterben zu erreichenden Verwandlung und Erhaltung allen Lebens. Bei Keller aber droht die tatenlose Schau des Dichters das Schicksal der vom Licht verlockten Kreatur zu einer kleinen Tragödie zu machen, bis er sich, von seinem mahnenden Gewissen tief erschreckt, im letzten Augenblicke noch zur Rettung innerlich gezwungen fühlt und das Geschöpf mit schneller Hand dem Flammentod entreißt. Keller hat dann noch einmal am Ende des Sinngedichts von einem kleinen «Rettungsabenteuer» erzählt, das einer «Kreatur» das Leben wahrt. So ist sie hier einmal nicht als ein tiefsinniges Gleichnis des Lebens, sondern mit ihrer ganzen todbedrohten Wirklichkeit in das Reich der Dichtung eingegangen.

Auch richtet Keller nicht jene berühmte Frage an die Kreatur, die Klopstock in seiner «Frühlingsfeier» an das Würmchen richtet, das grünlich golden neben ihm spielt: ob es nicht vielleicht doch

seelenlos und also nicht unsterblich sei. Nur dieser religiösen Frage verdankt das kleine Wesen seinen Platz in der gewaltigen Frühlingsfeier. Was aber konnte dies den Dichter kümmern, der sich ja selbst «das Trugbild der Unsterblichkeit» ganz aus dem Sinne schlug. Er fragt nicht mehr. Er sieht nur staunend diesem Sterben zu, und wenn es seine religiöse Andacht weckt, so ist es die vor so viel Tapferkeit, Gelassenheit und beispielhafter Haltung.

Diese dichterliche Heiligsprechung des kleinen Geschöpfes, die ihm das Recht verlieh, zum «Helden» eines Gedichts zu werden, war erst der Keller-Zeit möglich und bedeutet fast so etwas wie eine Revolution oder doch eine Emanzipationstat in der Dichtung, sowie es eine solche war, als der Bürger im 18. Jahrhundert das Recht erhielt, zum Helden der Tragödie zu werden, nachdem es vorher nur die Könige und großen Herren besaßen. Nun aber geht es dem staunend schauenden Dichter auf, daß Schicksalsergebung, Todesbereitschaft, Mut und heilige Passion und alles, was den Helden und den Heiligen macht, auch dort zu finden ist, wo es bisher noch nie gefunden wurde, und daß die seherische Kraft des Dichters auch unscheinbarsten Wesen, die bisher, um ihrer Kleinheit willen, seinem Blick entgingen oder stolz von ihm übersehen wurden, einen Heiligenschein verleihen kann.

Gewiß steht Keller damit nicht allein in seiner Zeit. Kein Mensch, kein Dichter, steht allein in seiner Zeit. Die Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff kennt solche Heiligung auch. Das Vorwort Adalbert Stifters zu den «Bunten Steinen», mit dem er sich gegen Hebbels Vorwurf rechtfertigt, daß er «nur das Kleine» bilde, spricht es aus: Das allerhaltende Weltgesetz komme im Kleinen von Natur und Menschenleben offenbarer zur Erscheinung als in Gewittern und Stürmen, in tobenden Leidenschaften und heroischen Taten. Gottfried Kellers «Kleine Passion» legt Zeugnis dafür ab.

Aber mit diesem Motiv des kleinen Leidensweges ist noch ein zweites zart verwoben. Die kleine Kreatur wird ja nicht vom verzehrenden Licht der Kerze angezogen, sondern von dem glänzenden Papier eines aufgeschlagenen Buches, in dem der Dichter grade las, und das ihre letzte Ruhestatt wird. Es heißt ein «dichterliches» Buch, nicht, wie vielleicht erwartet wird, ein «dichterisches». Der Klang und Rhythmus wird hier kaum entschieden haben. Der Unterschied der Worte und die Wahl des «dichterlich» ist doch wohl eher so zu verstehen, daß «dichterisch» ein hohes Werturteil in sich birgt, während das von Keller gebildete «dichterlich» nur das Wesen, die Eigenschaft des Buches als einer Dichtung bezeichnet. Wäre es aber ein «dichterisches» genannt worden, so hätte sich die Waage zwischen der geistigen und der kreatürlichen Schöpfung

zugunsten der geistigen gesenkt. Sie hätte ein zu schweres Gewicht erhalten, und das durfte nicht sein. Nicht etwa, daß nun ein Gegensatz, ein Gleichgewicht oder eine Spannung zwischen Geist und Natur, Buch und Geschöpf symbolisch gestaltet werden sollte. Das lag dem Dichter fern. Aber wenn geistige Schöpfung Dichtung ist, so sieht er alle Spannung aufgehoben und in gegenseitige Neigung gewandelt. Die kleine Kreatur, die träumende, ist dichterlichem Wesen nicht so fremd. Sie gehören zueinander, werden voneinander angezogen, neigen sich einander zu, sind aufeinander angewiesen. Die kleine Kreatur sucht sich fern von ihrem heimatlichen Wald die Ruhestatt. Aber das dichterliche Buch ist für sie keine fremde, andere, kalte oder gar feindliche Welt. Es ist ihre Wahlheimat gleichsam, wenn auch ihre letzte. Sie geht in Dichtung unter und ist friedlich aufgehoben im Gedicht. Der Dichter anderseits neigt sich schauend über sie, die kleine Kreatur, die ihm so viel zu staunen und zu schauen, mitzulieben, mitzuleiden gibt. Er kann sie diesmal nicht mehr retten, wie es in jenem anderen Gedicht geschieht. Ihr Schicksal ist entschieden. Aber er kann noch etwas für sie tun: Er stört sie nicht in ihrem letzten Traum, gönnt ihr den Frieden in der dichterlichen Gruft des Buchs. Ein Mensch hat hier im Anblick einer kleinen Kreatur und ihrer tapferen Passion jeglichen Hochmut des Geistes, alle Hybris abgelegt.

Wie stark das Gefühl des brüderlichen Miteinander in Gottfried Keller war, das kann man auch aus seinem «Waldlied» erkennen. Der Wald singt seinen gewaltigen Sturmgesang:

> Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
> Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.

Hier ist es der lauschende, dort der schauende Dichter, und diese lauschende und schauende Haltung, so charakteristisch überhaupt für Gottfried Keller, ist die Bedingung solchen Miteinanders. Aber wenn er hier vom trunkenen Lied des Lebens, dort von dem letzten Leidensweg der kleinen Kreatur erschüttert ist, hier von ihrer hymnisch brausenden Heimat, dem Wald, dort von ihrem fern der großen Heimat endenden Leidensweg, so wird man doch den Eindruck nicht los, daß die Kleinheit der Passion innerlich größer sei als jener triumphierende, panische Waldgesang. Der Unterschied der Formate entscheidet über Größe und Bedeutung nichts, und auch das spätere, 1878 als Sonett geplante, 1882 in antiker Elegienform vollendete Gedicht «Abend auf Golgatha», dem man vielleicht den Titel «Die Große Passion» zu geben berechtigt wäre, ist, von innen her erlebt, kaum größer und gewichtiger zu nennen.

Eben die dornige Krone geneiget, verschied der Erlöser,
Weißlich in dämmernder Luft glänzte die Schulter des Herrn;
Siehe, da schwebte, vom tauigen Schimmer gelockt, die Phaläne
Flatternd hernieder, zu ruhn dort, wo gelastet das Kreuz.
Langsam schlug sie ein Weilchen die samtenen Flügel zusammen,
Breitet' sie aus und entschwand fern in die sinkende Nacht.
Nicht ganz blieb verlassen ihr Schöpfer: den Pfeiler des Kreuzes
Hielt umfangen das Weib, das er zur Mutter sich schuf.

Die Verwandtschaft des Motivs verlangt nach dem Vergleich. Zwei Welten berühren sich wieder: dort die der Dichtung und der Kreatur, hier die der Religion und die der Kreatur. Dort wird das kleine Wesen von dem weißen Glanz des dichterlichen Buches, hier von dem weißen Glanz der Schulter des Erlösers angelockt. Das Motiv dieser Legende ist gegenüber der «Kleinen Passion» gewaltig gewachsen, die visuelle Schau ist zur Vision geworden, die Gebärde des Dichters hat mehr Pathos erhalten. Die Form hat sich zu feierlichem Ton erhoben und zu festem Bau gefügt. Gibt es doch kaum ein anderes Gedicht Kellers, dessen rhythmischer Gang so frei, dessen Reimung so aufgelockert wäre wie die der «Kleinen Passion». Fast ist es, als ob der langsame Zerfall der Kreatur sich nicht in einem festeren Gehäus vollziehen konnte. Nur die ursprünglichsten, einfachsten und melodischsten Bindungen der Sprache: der Reim, der Innenreim, die Innenassonanz, die Alliteration, der reiche Reim, die Wiederholung von Versen, die Wiederaufnahme eines Wortes, an der sich der Faden des Gedichtes weiterspinnt, verleihen ihm die unvergleichliche Dichtigkeit eines feinsten Gewebes, das wie aus Duft und Klang gewoben ist. Die dem Schweizer Dichter so nahe liegenden Verkleinerungsformen (die aber durch den Wechsel mit schriftdeutschen Verkleinerungen ihre spezifisch schweizerische Prägung verlieren) sind der «Kleinen Passion» so angemessen und natürlich wie keinem anderen Gedicht. Die Form der «Großen Passion» ist bedeutend weiträumiger, wie es dem größeren Motive angemessen ist. Aber dadurch kommt es auch, daß es fast scheint, als ob sich die kleine Kreatur in diesen Raum, in dies Gedicht nur gleichsam verflogen habe und daher auch bald, nach kurzer Ruhe, ins Leben zurück entschwindet.

Man könnte es sich wohl vorstellen, daß ein Dichter unserer Tage, der die Spannung zwischen Geist und Natur schmerzlich erlebte und sie in Dichtung immer wieder aufzulösen wußte, der die magische Neigung von Welt zu Welt erfuhr und in das dichterische Wort zu bannen wußte, sich freundlich-ernst über dieses kleine Werk eines großen Meisters, «Die Kleine Passion», beugt.